

## I.

Unsere Ahnen, die alten Deutschen, teilen mit den Griechen und Italikern das Los, in eine Reihe von Völkerschaften zersplittert in die Geschichte eingetreten zu sein und Jahrhunderte hindurch trotz ihres kantonalen Fehdelebens ihre urwüchsige Kraft bewahrt zu haben. Der Vereinigung der politischen Bildungen zu einem in sich geschlossenen grössern Ganzen standen in den alten Kulturländern am Mittelmeere wie im germanischen Norden die natürlichen Verhältnisse des Bodens im Wege, aber hier wie dort waren seit grauer Vorzeit kräftige Hebel in Bewegung gesetzt, die auseinanderstrebenden Volkselemente immer von neuem zusammenzuführen und in den Dienst eines grössern Ganzen zu spannen.

In Hellas sind die Kantone, wie sie der Zug der Gebirge geschaffen hat, so zahlreich wie die kleinen und grossen Eilande seiner Meere. Ein entwickeltes Flusssystem, die Geschiedenen zu verketteten, war nicht vorhanden, nur das Meer übernahm die Vermittelung von Land zu Land und schützte die einzelnen Glieder des vielgestaltigen Leibes vor dem Schicksale der Vereinsamung und Erstarrung. Zwar hat das Bewusstsein der Gemeinsamkeit der Sprache und der Abstammung nie gefehlt, aber stärkere Fesseln hatte die Religion geschmiedet, die getrennten Brüder zu einer idealen Gemeinschaft zusammenzufassen. Die Amphiktionie zum Schutze des delphischen Heiligtums, sein Orakel und seine staatskluge Priesterschaft bildeten eine Gruppe der wirksamsten Einigungsmittel und, vereint mit den grossen Nationalspielen und den Mysterien der Demeter zu Eleusis, die Glieder einer Kette, die sich um Städte und Länder von Hellas schlang, alles, was Hellene hiess, in ihren zauberhaften Bann zog.



Politische Einheit war den Hellenen versagt; einen panhellenischen Staat hat es nie gegeben. Die natürliche Beschaffenheit des Landes und der Gegensatz von Jonismus und Dorismus waren mächtiger als die militärische Überlegenheit der Spartaner, als die Weisheit und die Willenskraft der Staatsmänner Athens. In unaufhörlichen Fehden hatte sich die Kraft des Volkes erschöpft, als die Phalanx der Macedonier und die Legionen der Römer leichte Siege erkämpften.

Die Gebirgsthäler des Apennin waren dem Sonderleben der italischen Stämme günstig. Es konnte aber nicht ausbleiben, dass hier die städtische Kultur der grossen Fruchtebenen am Tyrrhenischen Meere, das Stromland des Tiberis, Volturnus und Arnus unter der Führung eines Stammes von eminenter militärischer Tüchtigkeit und politischem Sinne das Übergewicht über den Geist der Zersplitterung und über das Fehdeleben des Hochlandes gewann. Als Vorkämpfer der Italiker gegen die Invasionen der Kelten haben Rom und der latinische Stamm ihre erste weltgeschichtliche Aufgabe gelöst. Eine zweite grosse That war es, dass der Senat die etruskischen und umbrisch-sabellischen, die oskischen und griechischen Elemente der Halbinsel zu einem festgefügtcn Staatswesen „Italia“ vereinigte. Von der Einwirkung religiöser Genossenschaften auf die Gründung und Befestigung dieses Bundes wissen die römischen Annalen nichts zu berichten, aber wir sind durch die Überlieferung vollkommen in den Stand gesetzt, die politische Weisheit des römischen Senats zu bewundern und die militärische Überlegenheit der Latiner zu würdigen, die ein Staatswesen schufen, das die Stürme des tarentinischen und hannibalischen Krieges überdauerte.

Wie bei der griechischen und italischen Nation so entsprach auch die unter den deutschen Stämmen herrschende Zersplitterung im allgemeinen den landschaftlichen Verhältnissen der Heimat, zumal in einer Zeit, wo hier Sümpfe, dort Urwälder und Gebirge als natürliche Schranken den Wechselverkehr der Bevölkerung erschwerten. Das Bewusstsein gemeinsamer Abstammung ist schwerlich allen Stämmen eigen gewesen, ein Heiligtum, zu dem die ganze Nation gepilgert wäre, einen Gott, den alle Germanen



verehrt hätten, gab es nicht; nur allmählich sind ihnen Thor und Wodan bekannt geworden. Wohl waren einzelne Gruppen von Stämmen durch gemeinsame Festgenossenschaften verbunden. So verehrten alle Suebenstaaten einen heiligen Hain im Lande der Semnonen, so eine Gruppe von Völkern an der Nordsee die Nerthus, die Mutter Erde.<sup>1)</sup> Auch hat die Not der Römerkriege vorübergehend mehrere Völkerschaften zu Bündnissen vereinigt: aber der nordgermanische Bund, das Werk des Arminius, und die Monarchie des Marbod lösten sich auf, als die Gefahr sich verzogen hatte, und den Gründern selbst wurde der Sturz ihres Werkes verhängnisvoll. Wenn in Griechenland in der Form der Hegemonie doch kleinere Bundesstaaten zustande gekommen waren und die Italiker willig Roms Führung ertrugen, bei den Deutschen war das Gefühl der Selbständigkeit so mächtig entwickelt, dass jeder Stamm sich am liebsten einen eigenen König gesetzt hätte, dass an diesem Sondergeiste die Einigungsversuche immer von neuem scheitern mussten. Dauerhaft erwiesen sich die engern Genossenschaften, die Sippe, der Gau, das Gefolge, der Lehnsverband. In diesen kleinern Kreisen aufzugehen und Treue um Treue zu wahren, genügte dem politischen Triebe der Deutschen. Wie in Hellas war individuelle Freiheit ihre Losung, und zur Ausbildung des Lehnswesens haben die Vorstellungen von den Rechten des freien Mannes ebenso mitgewirkt wie in späterer Zeit zur Entwicklung der Selbstverwaltung in den Städten. Ein Überschuss männlicher Kraft des Einzelnen hat hier den Prozess der nationalen Entwicklung zum einheitlichen Staate aufgehalten.

Wenn wir diese Seite des Charakters unserer Nation im Auge behalten, so werden wir vollkommen den gewaltigen Umfang der politischen Arbeit der Pippiniden ermessen, die alle ostgermanischen Stämme in den Verband der fränkischen Grafschaftsverfassung hereingezogen und durch die enge Verbindung mit der römischen Kirche ihr Werk gesichert und der Folgezeit neue Bahnen gewiesen haben. Nachdem ihr Weltreich infolge der energischen Entfaltung der deutschen und romanischen Nationalität sich aufgelöst hatte, wurde in dem ostfränkischen Teile Heinrich I. Gründer eines neuen



Königtums. Geschickte Verhandlungen mit den Grossen und Siege über Erbfeinde verschafften ihm allgemeinen Gehorsam. Die grossen Erfolge Ottos an den Grenzmarken befestigten dann die eben gewonnene Einheit. Seit seinen Siegen in Italien und seit der Abwehr der Magyaren war Deutschland drei Jahrhunderte hindurch nicht nur ein zusammenhängendes Ganzes, sondern es erfreute sich auch, verglichen mit den Nachbarstaaten, wohlgeordneter gesellschaftlicher Zustände. Das Königtum war hier eben der lebendige Mittelpunkt der Einheit des Reichs, das Reich der Mittelpunkt der Einheit des Abendlandes. Mochten auch die Fehden der lokalen Gewalten mit dem Staatsoberhaupte nicht erlöschen: die Kaiserkrone war nur eine, das Kaisertum war unteilbar. Und seitdem es durch Otto mit dem Königtum verbunden war, hatte die Einheit der Nation ein Bindemittel gefunden, das sich mächtiger erwies als das Prinzip der Teilungen, das noch im Hause Heinrichs I. zu blutigen Familienkriegen führte.<sup>2)</sup> Es ist eine mit vielem Geiste von dem namhaftesten deutschen Geschichtsforschern vertretene und noch immer nicht überwundene Ansicht, dass Ottos I. italienische Politik und die von ihm erneuerte Verbindung mit der Kirche die gesunde Entwicklung des deutschen Staates aus ihrer Bahn abgelenkt habe.<sup>3)</sup> Aber wie es sicher ist, dass unter dem Einflusse dieser Verbindung die Roheit des Nordens überwunden, der kirchlichen Kultur zum völligen Siege verholfen und die Blüte des Minnesanges und der höfischen Epik vorbereitet wurde, so ist es eine unbestreitbare Thatsache, dass die Kirche als Hauptträgerin der deutschen Verwaltung dem Königtum die Mittel zur Verfügung stellte, den Frieden zu erhalten und die untern Klassen gegen die Übergriffe des Laien-Adels zu schützen. Nur gestützt auf den Episkopat, haben die Könige erfolgreich ihr Erbrecht behauptet. Es machten sich auf unser Volk Einwirkungen geltend, die viel nachhaltiger und durchgreifender waren, als sie jemals von dem delphischen Orakel auf die Griechen ausgegangen waren.

Die realen Grundlagen der königlichen Macht bildete nächst den zahlreichen und ausgedehnten Domänen die freie Verfügung über die Güter der Kirche, die ein enges



Einvernehmen zwischen Königtum, Episkopat und Papsttum zur Voraussetzung hatte. Hatte sich die Verbindung dieser Gewalten unter Otto III. gelockert, die staatsmännische Kunst Heinrichs II. stellte sie wieder her, und die Regierung seiner Nachfolger, der beiden ersten Salier, bezeichnete den Höhepunkt eines Systems, das die lehnsrechtlichen Grundsätze in weitester Ausdehnung auf die kirchlichen Ämter anwandte, zu Bischöfen und Äbten nur unbedingt dem König ergebene Persönlichkeiten ernannte und ihnen Treue gegen den obersten Lehnsherrn zur ersten Pflicht machte.

Es hat neuerdings zum erstenmal zusammenhängend und mit eindringendem Verständnis W. Maurenbrecher<sup>4)</sup> gezeigt, wie die Könige es vermocht haben, das Erbrecht der Krone gegen alle Anfechtungen zu behaupten, und wie auf dieser Behauptung des Erbrechtes Einheit und Macht des Reichs beruhten. Erst als die Kirche in engen Bund mit den Fürsten trat, wurde das Erbrecht und damit die Einheit des deutschen Reichs bedroht. Es waren die Ideen von Cluny, die zuerst seine alten Grundlagen ernstlich erschütterten. Die kirchlichen Organe besonders in der Verwaltung ihres ungeheuren weltlichen Besitzes selbständig zu machen, die Geistlichkeit durch Priestercölibat und freiwillige Armut der Welt zu entrücken und zur höchsten Stufe der Vervollkommnung emporzuheben, die Christenheit, das sichtbare Reich Gottes, unter der Leitung des Papstes gegen das Heidentum und den Islam ins Feld zu führen, das waren die Ideale, für die Gregor VII. mit dem Königtum Heinrichs IV. rang.

Eben war dieser im Begriff, nach Niederwerfung des sächsischen Aufstandes im Sinne seiner Ahnen die Unumschränktheit der königlichen Macht durchzuführen, als ihm aus dem Schosse der Kirche, die der Vater aus tiefstem Verfall emporgerichtet hatte, ein furchtbarer Gegner erwuchs. Gregor gab den Ideen, die seit den letzten Jahrzehnten die Massen beherrschten, eine praktische Gestalt. Mit dem Verbot der Laien-Investitur legte er die Axt an die königliche Machtstellung. Ich verweile nicht bei den grossen Katastrophen, die das Königtum zu einem blossen Schemen machten, nicht bei dem unseligen Tage zu Forchheim, wo die Fürsten



dem Grundsatz Ausdruck gaben, dass auch bei dem Vorhandensein eines fähigen Thronerben die förmliche Königswahl nicht überflüssig werde. Ein ohnmächtiges Wahlkönigtum war die Losung der Fürsten, für die ottonische Verfassung und die Einheit des Reichs rang die kaiserliche Partei. Wenn diese sich auch im ganzen behauptete, so hat damals die deutsche Verfassung doch eine durchgreifende Änderung erfahren. Neben dem machtvoll entwickelten Vasallentum tritt die erstarkte Bürgerschaft der Städte als ein unter Umständen ausschlaggebender Faktor in die deutsche Geschichte ein, und neben den bäuerlichen Interessen beginnt das Kapital der Kaufleute in den grossen Mittelpunkten des Verkehrs eine Rolle zu spielen. Aber zunächst erhob sich über alles die Gewalt der Fürsten, und wenn sie auch den Anspruch, das Reich für sich darzustellen, nicht vollkommen durchsetzten, so sicherten sie sich doch, ehe sie den Frieden mit der Kirche vermittelten, wichtige Zugeständnisse. Wenn es auch für das Imperium von der grössten Bedeutung war, dass im Konkordat von Worms die Kirche auf die weltliche Belehnung verzichtete, so sind doch die Ideen eines weltbeherrschenden Kaisertums für die folgende Generation erloschen. An seine Stelle ist das Papsttum getreten.

Auch hat die materielle Grundlage der Reichsgewalt durch die Verminderung der Leistungskraft der Kirche und der königlichen Eigengüter eine empfindliche Schwächung erlitten. Ja, es fanden in der Wahl Lothars die in Forchheim ausgesprochenen Grundsätze neue Anerkennung.<sup>5)</sup> Alte Geschlechter waren vom Strudel des Krieges verschlungen worden, neue hatte er emporgehoben: die Ballenstedter, die Winzenburger, die Wettiner, die jüngere Linie der Welfen, die Staufer gehen mit vermehrtem Bestande an Gütern aus dem Kriege hervor.

Aber mochten auch dem Fürstentum die Flügel gewachsen sein, der König blieb das Haupt des Reichs, die Spitze des Heerschildes. Und als gewaltige Persönlichkeiten zur Krone berufen wurden, konnte sich das Königtum fast bis zu der Höhe erheben, auf der es unter Konrad II. und Heinrich III. gestanden hatte. In den Staufern lebten die weltumfassenden Vorstellungen von der kaiserlichen Allgewalt, die Otto III.



gehegt hatte, wieder auf. Im Kampfe mit den kirchlichen Ideen, im Kampfe mit der Selbständigkeit der italischen Städte und mit der Rebellion in Deutschland sind die grossen politischen Rechner, Vater, Sohn und Enkel, auf ihr Ziel losgegangen. Wir erinnern nur an die anfänglichen Erfolge Friedrichs: an die Ausdehnung des kaiserlichen Einflusses auf die slawischen Lande, an die Eroberung und Sicherung des arelatischen Reichs, an die Demütigung der lombardischen Städte, an die Triumphe der Kirchenpolitik seines Kanzlers: es sind ebenso viele Staffeln, die zur Höhe der Weltherrschaft führen sollen. Friedrich zieht nur die Konsequenzen aus seiner Stellung als Nachfolger der alten römischen Imperatoren, wenn er die Vorstellungen und Lehren von seiner Machtvollkommenheit auf Grund des römischen Rechts theoretisch feststellen lässt. Er hatte den Gipfel seines Ansehens erreicht, als er durch die Kanonisierung Karls des Grossen der kaiserlichen Würde eine neue höhere Weihe in den Augen der Völker gegeben hatte. Zwar erlitt der Kaiser, den der erste Reichsvasall im Stiche gelassen hatte, eine schwere Niederlage, die ihn seiner Stellung in der Po-Ebene beraubte und ihn nötigte, die Suprematie der deutschen Kirche, wie sie Reinald von Dassel vertreten hatte, im Frieden von Venedig aufzugeben. Der Kaiser, ein echter Staatsmann, hatte diese Opfer gebracht, um nicht in die Lage zu kommen, noch grössere bringen zu müssen. War doch damals die Gefahr abzuwenden, dass sich im Norden des Reichs eine selbständige Macht bildete, die um so bedrohlicher war, als sie reiche Hilfsquellen auch im Süden hatte und jenseit der Elbe über ein ausgedehntes Kolonistengebiet verfügte. Im Bunde mit den Reichsbischöfen und Äbten, im Bunde mit der Mehrzahl der Lehnsherren ist Friedrich I. des Löwen Meister geworden und hat dann durch die Zersplitterung Sachsens und die Teilung Bayerns der Erhaltung der Einheit der Nation mächtigen Vorschub geleistet. Im Besitze der Anwartschaft auf Apulien und bestimmter Rechte auf die lombardischen Einkünfte hinterlässt er seinem Sohn eine Stellung, in der dieser daran denken konnte, die staufische Herrschaft auf Kosten des Papstes über ganz Italien auszudehnen, die Mittelmeermonarchie



der alten Imperatoren wieder herzustellen und die deutsche Königskrone seinem Hause zu sichern. Indem der Grundsatz der Erbllichkeit durch einen in aller Form erwirkten Beschluss der Reichsversammlung festgestellt werden sollte, gedachte er dieses Ziel zu erreichen. Ehe es ihm gelang, den letzten Widerspruch gegen diese Abänderung der Verfassung zu brechen, und zunächst zufrieden damit, dass sein zweijähriger Sohn Friedrich zum König gewählt ward, wurde Heinrich VI. in Messina vom Fieber hinweggerafft. Der unerwartete Tod des grossen Kaisers entfesselte die dem Erbrecht widerstrebenden Tendenzen der Fürsten aufs neue, und in dem sofort beginnenden Verfassungskampfe wich durch die Bemühung Adolfs von Köln ein Teil der Fürsten in Norddeutschland vom staufischen Hause ab und wählte Otto von Braunschweig. Der Papst Innocenz III., nach einer zutreffenden Bemerkung Rankes der Erbe der Machtstellung Heinrichs, trat auf Seite der Anhänger des freien Wahlrechts der Fürsten in der Absicht, das Königtum zu beschränken und zu zerstören. Dieses Vorhaben gelang ihm nur zu gut. Der neue Bürgerkrieg hat wie der Investiturstreit das Reichsgut vermindert und das Fürstentum von neuem gestärkt. Auch Friedrichs II. Erhebung war wie diejenige Lothars von Supplingburg ein Werk der mit dem Papsttum verbündeten deutschen Aristokratie. Dem entspricht es, dass der junge König den grössten Wert darauf legte, im Einvernehmen mit den Fürsten zu handeln. Indem er auf unmittelbare Regierung in Deutschland verzichtete, fasste er um so fester die Mittel zusammen, die ihm seine Besitzungen in Italien boten. Es ist in der That unbestreitbar, was Ficker<sup>6)</sup> glänzend ausgeführt hat, dass die Erwerbung des sicilischen Königreichs „die frühern Verhältnisse störte und den Weiterbestand des Kaisertums in alter Weise unmöglich machte“. In Deutschland musste das Fürstentum, in Italien das Papsttum einen vollkommenen Sieg erringen. Es musste dahin kommen, dass Schützlinge des Papstes, Heinrich der „Pfaffenkönig“, und Wilhelm, „ein Pflänzlein, von päpstlicher Hand gesäet“, von einer bevorzugten Klasse von Reichsfürsten gewählt wurden und dass der Wille des Papstes Deutschland regierte.



Ihre Nachfolger waren Ausländer, die von dem Besitze der Krone eine Förderung ihrer eigenen Interessen hofften. Ein Teil der Fürsten hatte unter der Führung Triers Alfonso von Castilien, die Mehrzahl, Köln, Mainz, die Wittelsbacher, der Pfalzgraf und der bayrische Herzog, Richard von Cornwallis gewählt. Von einer wirklichen Regierung war keine Rede. Die altdeutsche Verfassung war zu Grabe getragen.<sup>7)</sup>

Schon in dem letzten Jahrzehnt Friedrichs I. hatte sich aus der Zahl der Reichsstände, d. h. der mächtigen Leute, die vom Reich Amt oder Besitz in bedeutenderem Masse empfangen, ein kleiner Kreis ausgeschieden, der den Reichsfürstenstand im engern Sinne ausmachte und dem als wichtige Prärogative die Wahl des deutschen Königs zukam. Thatächlich war schon im Jahre 1196, als den Plänen Heinrichs VI. 52 Fürsten zustimmten, das neue System ausgebildet. Seit der Wahl der ausländischen Könige stand es fest, dass die Wahl des neuen Königs von der Mehrheit der vorberechtigten Wahlstimmen abhing. Der häufige Wechsel der königlichen Dynastien während des 13. und 14. Jahrhunderts hatte ebenso sehr eine Sicherung des fürstlichen Partikularismus wie der päpstlichen Machtansprüche zur Folge.

Rudolf wurde zwar der Begründer eines neuen Königtums: aber der Macht, die er ausübte, waren enge Grenzen gezogen. Das Kurfürstenkollegium als verfassungsmässige Vertretung des gesamten Reichsfürstenstandes stand den Königen fortan zur Seite, und damit war die Entscheidung der deutschen Dinge überhaupt zu den Fürsten hin verschoben. Der politische Schwerpunkt des Reichs lag in der Folgezeit im Süden und Südosten, obschon hier die Zersplitterung am grössten war; der Norden, in dem die geographischen Verhältnisse grössere Staatenbildungen erlaubten, verfolgte eigensüchtig seine besondern Interessen.

Die partikularistischen Triebe der Deutschen waren seit dem sogenannten Interregnum völlig entfesselt. Die alte Gauverfassung, längst gelockert, löste sich gänzlich auf; indem sich im Bereiche der Gaue mächtige Dynasten der Grafengewalt entzogen, indem jede Stadt eine möglichst selbständige Stellung im Reiche einnehmen wollte, kam es dahin,



dass in Deutschland seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts die Zahl der selbständigen Herrschaften auf mehrere Tausend anwuchs.

Aber mochten auch altgermanische Vorstellungen im Bunde mit den kirchlichen Ideen den Staat zersetzen und der Trieb der Absonderung soweit führen, dass selbst in der Stadt sich die Genossenschaften von dem Gericht der Stadt freizumachen suchten, es gab doch noch eine deutsche Nation, ein deutsches Reich. Noch immer fand die Einheit in der Person des Königs, des Kaisers ihren Ausdruck. Die alte Herrlichkeit war freilich dahin, aber vorübergehend haben Heinrich VII. unter den oberitalischen Ghibellinen, Ludwig der Bayer und Sigismund eine gewaltige Stellung eingenommen. Ludwig, der auf dem Markte zu Koblenz in einer Umgebung von 17 000 Rittern, in vollem Kaiserornat über dem englischen König Eduard thronend, die Beschlüsse von Rhense wiederholte, durfte sich als den lebendigen Mittelpunkt der Nation betrachten. Sigismunds Thätigkeit auf dem Konstanzer Konzil liess das Kaisertum noch einmal als Brennpunkt der Einheit des Abendlands erscheinen.

Doch nicht allein die Person des Regenten ist ein Band, das die Glieder eines Volkes zusammenhält, auch gemeinsame Thaten und Schicksale haben eine über Generationen hinaus wirkende, einigende Kraft. Einst hatten die kriegerischen Elemente Deutschlands, namentlich der niedere Adel, in Italien, im Orient, in den Wendenlanden blutige Arbeit gefunden. Andere Zeiten bieten andere Aufgaben. Von Römerzügen kann schon unter Friedrich II. keine Rede mehr sein, wenn auch das männerreiche Land nordwärts der Alpen das grosse Werbegebiet seiner antipäpstlichen Heere bildete. Die Begeisterung für die Eroberung der heiligen Stätten war schon früher erloschen, und als die Sündflut der Mongolen den Orient verschlungen, löste sich die enge Verbindung, in der die beiden alten Kulturgebiete seit Jahrhunderten gestanden hatten, für immer auf. Die ganze Energie der deutschen Nation warf sich jetzt auf die Erweiterung der Gebiete, die seit den Tagen Lothars I. zwischen Elbe und Oder in Besitz genommen waren. Die Söhne der Ritter, die dem Rotbart über die Alpen gefolgt waren, fanden in



den Ostseeländern, in Preussen und Litauen, in Schlesien und den österreichischen Marken lohnende Kampfesarbeit. Sächsische und fränkische, schwäbische und rheinische Edelleute haben in gemeinsamem Ringen ein neues Deutschland erobert; Bürger, Bauern und Klosterleute aller Stämme haben dies Land für den Anbau gewonnen, Dörfer, Städte und Klöster gegründet. Ein Kolonistenland, wie es die Po-Ebene für die Italiker gewesen, war das östliche Vorland des Reichs geworden.

Freilich hatte sich die Germanisirung dieses Gebietes nicht unter der Leitung einer centralen Gewalt vollzogen. Es fehlte eben den einzelnen Unternehmungen, welche die Kolonisation zum Ziele führten, ein politischer Zusammenhang. Die Stellung, welche die ostelbischen Lande in der deutschen Geschichte einnehmen, ist gewiss sehr ähnlich der Bedeutung, welche die Po-Landschaft für den italischen Staat hatte; durch den latinischen Stamm zu einem Kulturlande geworden, stellte es seit den Tagen Cäsars geradezu das Kernland des Reichs dar. Aber sehr unähnlich ist die planvolle Art, wie der Senat Eroberung und Latinisirung dieser Lande leitete. Sehr ähnlich wiederum wird man trotz der Verschiedenheit der Zeiten und Nationen die koloniale Ausbreitung der Hellenen über die Inseln und Küsten des Mittelländischen Meeres finden. Wie daran alle Stämme Anteil hatten, wie das delphische Orakel seine Autorität mit Erfolg geltend machte, so dürfte man bei dem gemeinsamen Unternehmen der deutschen Stämme in gewissem Sinne von einer kirchlichen Leitung reden. Die kirchliche Verwaltung, wie sie durch die ottonische Verfassung möglich geworden war, hatte eben die bäuerlichen Kräfte entfesselt, die sich jetzt befruchtend über die östlichen Marken ergossen. Der lodernde Glaubenseifer der Bischöfe, die unverdrossene, auf Mission und Bodenkultur gerichtete Arbeit der Cisterziensermönche und das scharfe Schwert der geistlichen Ritter waren für das Gelingen desselben doch wesentliche Faktoren.

Noch in einem andern Punkte fand die Einheit der Nation, trotz der Schwächung der kaiserlichen Autorität, ihren Ausdruck. Seit der Mitte des zwölften bis gegen Ausgang des



dreizehnten Jahrhunderts gelangte eine über den Mundarten stehende allgemeine Hof- und Dichtersprache zur Herrschaft und erweiterte sich durch ihren Einfluss auf die Prosa zur mittelhochdeutschen Schriftsprache, die als solche in Niederdeutschland und teilweise in den Niederlanden zur Anwendung kam. „Diese Schriftsprache stellt sich als eine organische und ungezwungene Verschmelzung der oberdeutschen Hauptdialekte dar, infolge dessen sie weder die Schwaben, Bayern noch Franken durch befremdliche Züge abstieß und für alle sofort verständlich war, in Aneignung und Handhabung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bot . . . als einheitliche Sprache den Niederdeutschen und Ausländern begehrenswerter und beachtenswerter erscheinen musste.“<sup>8)</sup>

Mit dem Verfall des Rittertums gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts geht auch die Einheit der mittelhochdeutschen Sprache verloren, und im 14. Jahrhundert leben die Schrift-dialekte von neuem auf. So hat der Geist der Zersplitterung auch von der Sprache Besitz ergriffen. Die Gefahr völliger Entfremdung zwischen Norddeutschen und Süddeutschen wuchs in dem Masse, in dem die litterarischen Erzeugnisse der einen den andern unverständlich wurden. Ein Glück war es, dass die Sprachgrenze nicht mit den Grenzen des Mittelgebirges zusammenfiel, dass das Niederdeutsche in das Bergland, das Hochdeutsche in die Ebene hinübergriff.

## II.

In dreifacher Richtung konnte sich nach dem Untergange der Stauer eine neue politische Einheit der deutschen Stämme entwickeln. Auf der einen Seite konnte von unten herauf, auf der Grundlage der popularen Elemente, ein neuer Reichsbau aufgeführt werden. Die glänzende Entwicklung der Städte, in denen das plebejische Element zu reicher Entfaltung gelangte, führte zum Zusammenschluss von mächtigen Bünden. Die deutsche Hansa beherrschte die nordischen Meere. Der oberdeutsche Städtebund zog aus der Verbindung mit Italien immer neue Kraft. Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als ob auf der Vereinigung beider Gruppen die Zukunft eines neuen starken Reichs beruhe. Aber einerseits